

Internet

Medienentwicklung / Bedingungen religiöser Kommunikation / virtuelle Gemeinschaft / Kirchliche Internetpraxis

1. Einführung

1.1. Definition und Name

Das Internet ist Produkt einer Medienentwicklung, die am Übergang vom 20. zum 21. Jh. epochenmachende Veränderungen der Kultur hauptsächlich der Industriestaaten bewirkt hat. Anders als bei früheren Kommunikationsmedien setzten sich mit dem Internet nicht nur neue Techniken durch, auch grundsätzlich neue medienpolitische (Fragen des Zugangs und der Kontrolle) und medienökonomische Wandlungen (das Internet im Verhältnis zu anderen Medien) treten auf. Wie auch schon andere mediale Epochenwechsel beispielsweise zur Schrift oder zum Buchdruck wirkt sich das Internet vielfältig auf die Religionen der Menschen aus, insbesondere dort, wo diese wie die christlichen Kirchen als religiöse Kommunikationsgemeinschaften und -institutionen verstanden werden.

Unter »Internet« versteht man die Summe der global vernetzten Computer, die unabhängig von Geräteklassen und Betriebssystemstandards über ein universelles Netzwerkprotokoll Daten aller Art austauschen können. Gerade angesichts der gegenwärtigen Entwicklung mobiler Kommunikationsgeräte hoher Leistungsfähigkeit (PocketPCs und PDAs, Mobiltelefone) und dem Ausbau der zugehörigen Funknetze verändert sich das Internet von einem auf stationäre Computer angewiesenen zu einem überall verfügbaren Begleitmedium des alltäglichen Lebens (ubiquitous computing). Anfänglich verband das Internet auch eigenständige Netzwerke mit teilweise proprietären Kommunikationsstandards und Netzwerkprotokollen über spezielle Verbindungsrechner (Gateways) miteinander. Daher erklärt sich der Name »Internet« sowohl aus der *Internationalität* als auch aus der universellen Verknüpfung *zwischen* bestehenden, bis dahin abgegrenzten Netzwerken.

1.2. Technische Spezifika des Internets und ihre Konsequenzen

Wenigstens drei technische Entwicklungen haben das Internet geprägt: Mit der *digitalen Übertragung* wurde erstens ein Format eingeführt, mit dem sowohl die Nachricht beliebig oft ohne Qualitätsverlust kopiert werden kann als auch Inhalte aller Art codiert werden können: Texte lassen sich genauso übermitteln wie Audio- oder Videodateien. Eine identische Kopie des Nachrichteninhalts war Bedingung für die zweite revolutionäre Änderung: Gegenüber traditionellen Konzepten

der Nachrichtenübertragung, die eine Kommunikation für die Dauer der Übermittlung an eine feste Leitung gebunden haben (circuit switching, beispielsweise bei herkömmlichen Telefonverbindungen), werden die Daten im Internet in kleine Pakete aufgeteilt, die auf nahezu beliebigen Routen im Netz unabhängig voneinander zum Empfänger gelangen, wo sie wieder zur ursprünglichen Gestalt zusammengesetzt werden (*packet switching*). Die neue Technik wurde zeitgleich von Paul Baran und Donald W. Davies in den U.S.A. und in Großbritannien entwickelt. Der von Baran gebrauchte Begriff des »hot potato routing« veranschaulicht das Prinzip: Wie die sprichwörtliche heiße Kartoffel werfen sich die Router Datenpakete im Netz zu, bis sie am Bestimmungsort angekommen sind. Das setzt drittens einen *unhierarchischen Netzwerkaufbau* voraus: Jeder Netzwerkrechner ist nicht wie früher (Netzwerk mit Baum- oder Sterntopologie) an einer bestimmten Position des Netzwerks mit abgestufter Wichtigkeit verortet, sondern redundant mit mehreren anderen verknüpft (distributive Topologie). Die Rechner im Verbund sind dabei gleichberechtigt und können deswegen ohne jede Einschränkung senden und empfangen, das heißt, bestehende Informationen weiterreichen oder neu generierte in Umlauf bringen. Aus diesen drei Prinzipien ergibt sich die vielzitierte Unkontrollierbarkeit des Internet, die wahlweise strategisch (zerstörungssicher) oder disziplinarisch (nicht zu zensieren) interpretiert werden kann: »The Net treats censorship as a damage and routes around it« (John Gilmore 1993, <http://www.toad.com/gnu/>). Trotz gewisser technischer Einschränkungen gilt dieses Prinzip auch nach der rapiden Zunahme der Rechner und der durch die wirtschaftliche Nutzung bedingten faktischen Konzentration von Kanalkapazitäten bei wenigen kommerziellen Informationsdienstleistern. Weiter erklärt sich aus der Kombination der drei genannten technischen Neuerungen des Internets dessen Potential, alle bekannten Kommunikationsmedien in sich aufzunehmen und – zum Teil – zu ersetzen bzw. zu ergänzen: Sowohl Print- als auch mono- und multimediale Rundfunkmedien in der traditionellen one-to-many-Kommunikationsstruktur der Massenmedien als auch personale, interaktive Kommunikationsszenarien in unterschiedlich großen Gruppen (von zwei bis unbegrenzt viele Teilnehmer) können im Internet abgebildet werden, was faktisch zu einem Verschmelzen bisher getrennter Medieninstitutionen und -techniken führt (Medienkonvergenz). Dies sollte nicht als Verlustgeschichte interpretiert werden, sondern als mediengeschichtlicher Ausdifferenzierungsprozess, der die bisherigen Potentiale von Medienkommunikation erheblich erweitert. Dafür müssen neben professionellen eigenen Angeboten vor allem die Nutzerinnen und Nutzer zum kompetenten Umgang ermächtigt werden.

1.3. Entwicklungsphasen

Die Entwicklung des Internets lässt sich in drei große Phasen einteilen: In der *Pionierphase* von 1969–1990 wurde das Basisnetz von der amerikanischen Forschungsbehörde ARPA betrieben (ARPANet) und grundlegende Techniken und Protokolle der Datenübertragung wurden eingerichtet (z. B. E-Mail, TCP/IP, Mes-

sage- und Newsgroups). Neben den Zugängen in amerikanischen Forschungseinrichtungen wurden kleinere Netze (CSNet, Bitnet, USENet u. a.) nach und nach mit dem ARPANet verbunden und ermöglichten wenigen privaten Nutzern den Zugang. Diese Phase wurde von der ersten Netzgemeinschaft geprägt, die überwiegend aus Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen bestand. Deren ausgeprägte Motivation zum fachlichen Wissensaustausch sowie ihre Lust an menschlicher Kommunikation an sich kurbelte den Datenverkehr an: Die Themen der frühen elektronischen Foren (messagegroups) zeigen, dass man sich lebhaft über seine literarischen Vorlieben und Hobbys austauschte. Spiele brachten das junge Netz an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit. Aus dieser Epoche stammen Projekte, die das Netz als unbeschränkt zugängliche Wissensallmende der Weltbevölkerung nutzen wollten (z. B. Projekt Xanadu). Der Übergang in die *zweite Phase* ab etwa 1988 vollzog sich mit der Ablösung des ARPANet als Basis (backbone) des Internet durch das neugeschaffene Supercomputer-Netz der National Science Foundation sowie mit der Öffnung des Internet für den freien Markt. In dieser Zeit wurde auch das deutsche Forschungsnetz an das amerikanische NSFNet angeschlossen. Nachdem die technischen Voraussetzungen geschaffen und durch die Kommerzialisierung weiter beschleunigt wurden, hat die Erfindung des World Wide Web (maßgeblich durch Tim Berners-Lee) 1994 dem Internet als universelles, bedienungsfreundliches System der Informations- und Datenrecherche zur heute bekannten Form mit graphischer Benutzeroberfläche und einer einfachen Hyperlink-Struktur zum Durchbruch verholfen. Das Kürzel WWW wird heute – technisch nicht korrekt – weitgehend mit dem Internet gleichgesetzt, andere Anwendungsstandards der Datenübertragung und -recherche (beispielsweise Gopher, WAIS, Telnet etc.) sind weitgehend verschwunden bzw. durch Äquivalente im WWW ersetzt worden. In den folgenden Jahren wuchs die Zahl der Internetuser teilweise exponentiell und es kam zu einer Art Goldrausch mit maßlos überzogenen Gewinnerwartungen. Das Platzen der sogenannten Dotcom-Blase (in Anlehnung an die damals übliche Topleveldomain .com für kommerzielle Anbieter im Internet) kurz nach der Jahrtausendwende leitete die *dritte Phase* der Internetentwicklung ein, in der alltagsnahe Anwendungen für stabil steigende Benutzerzahlen sorgten und den kompetenten Umgang mit dem Internet endgültig als ›vierte Kulturtechnik‹ etablierten (vgl. Münker/Roesler 1997; 2002: vom »Mythos« zur »Praxis Internet«). Spätestens jetzt wurden auch bisher abwartende Institutionen wie die Kirchen im Netz präsent. Es mehren sich die Anzeichen dafür, dass man gegenwärtig von einer neu beginnenden Internetphase sprechen kann (»Web 2.0«). Auf der einen Seite versteht man darunter das Semantic Web (ein Begriff, den Berners-Lee 2001 geprägt hat), in dem intelligente Such- und Vermittlungsprogramme in Verbindung mit einer erweiterten Beschreibung der Webinhalte (Metadaten) für eine leichtere Navigation in der Informationsflut sorgen. Auf der anderen Seite wird damit die zunehmende Nutzung von »social software« bezeichnet, durch welche das ursprüngliche Potential des Internet für einen offenen, vorurteilsfreien und interessegeleiteten Austausch zwischen Menschen wieder neue Bedeutung erlangt. Unter der Bezeichnung »Blogo-

sphäre« (vgl. Möller 2005, 115–216) bildet sich derzeit eine Gesprächskultur im Internet, in der sich noch einmal die revolutionäre Veränderung der Internet-Kommunikationskultur bündelt (vgl. Orihuela 2003). Sie ist von hohem praktisch-theologischem Interesse (vgl. Abschnitt 3.3.).

2. Problemskizze: Internet als gesellschaftliches, religiöses und kirchliches Kommunikationsmedium

2.1. Anforderungen an ein reflektiertes Medienurteil

Keine Kommunikationstechnologie vorher hat sich mit einer derartigen Geschwindigkeit vom Experiment zum Alltagsmedium entwickelt. Im Jahr 1969 wurde das erste Ur-Internet mit 4 Rechnern in Betrieb genommen, im Jahr 2004 hat die Zahl der Internetnutzer in Deutschland die 50 %-Schwelle überschritten.

Keine andere Medientechnologie ist darüber hinaus so schnell – parallel zu Entwicklung und Einführung – zum Gegenstand der Reflexion geworden. Zum Teil entwickelte sich eine emotional aufgeheizte, polemische Auseinandersetzung zwischen Internet-Enthusiasten und hartnäckigen Medienverächtern. Ein neuer Status menschlichen Daseins durch das Internet als ›Weltgehirn‹ steht dabei gegen den endgültigen Verlust des Menschlichen im technisierten »Cyberspace«, wie die virtuelle Welt in einem Rechnernetzwerk seit dem 1984 veröffentlichten Science-fiction-Roman »Newromancer« von William Gibson genannt wird. Im Zuge des Internetbooms wurde jedoch auch die Medienwissenschaft gefördert und erheblich ausgeweitet. Dadurch wurde das »Phänomen Internet« entmythologisiert und einer rationalen Analyse erschlossen, etwa indem es mit früheren medialen Epochenwechseln parallelisiert wurde. In diesem Licht erscheinen die erwähnten polarisierten Auseinandersetzungen als typische – nicht internetspezifische – Begleiterscheinung eines Medienwechsels (vgl. Giesecke 2002).

Es bleibt festzuhalten, dass durch die enorme Flexibilität und Variabilität des möglichen Austauschs im Internet qualitativ neue Kommunikationsformen entstanden sind. Sie bieten ein Erlebnispotential, welches das Internet als eigenen Erfahrungsraum auszeichnet, in dem sich Menschen zueinander verhalten und sich ihres Umgangs mit virtuellen Welten und multiplen Weltansichten bewusst werden und damit gewinnbringend ›spielen‹ (Turkle 1999, bes. 9–115 und 378 ff.). Daher ist das Internet nicht nur als Medium formalisierter Kommunikation *über* Religion, sondern auch als *religiöser Handlungsraum selbst* in den Blick zu nehmen: Menschen tauschen sich nicht nur über ihren – oder einen anderen – Glauben aus, sie praktizieren ihn und pflegen eine internettypische Frömmigkeitspraxis.

2.2. Fokussierung auf den kirchlichen Bereich

Inzwischen ist das Internet nach anfänglichem Zögern in vielfältiger Weise in die kirchliche Praxis aufgenommen worden. Häufig waren es Einzelpersonen oder

Vereine (beispielsweise »Pfarrer & PC«), die durch ihr Engagement der heute verbreiteten Verwendung bei den Pastorinnen und Pastoren vorgearbeitet haben (Online-Predigthilfen, Material für gemeindepädagogische Angebote etc.). Auch berufsspezifische Online-Interessengemeinschaften haben sich ausgebildet. Bei der öffentlichen Webpräsenz kirchlicher Anbieter überwiegt nach wie vor das Muster abrufbarer Informationen, das ältere Publikationsmedien wie Kirchenzeitung, Gemeindebrief, Druckschrift, kirchlichen Rundfunk u. ä. nachbildet. Zwar ist es zwingend geboten, das Internet als »elektronische Litfaßsäule« zu nutzen, denn es ist inzwischen zum primären Informationsmedium in westlichen Gesellschaften avanciert. Allerdings werden bei zu starker Informationslastigkeit Chancen für eine neue Art religiöser Kommunikation verschenkt, die das Internet bietet. Dazu zählen insbesondere Angebote, welche die Menschen zu einer selbständigen religiösen Sprache herausfordern. Dabei muss sich diese religiöse Sprache nicht zwingend der klassischen Ausdrucksweise bedienen, sondern kann eine individuelle, von Elementen und Versatzstücken der populären Kultur geprägte Sprache sein (vgl. Preul 2000, bes. 15–18, sowie Beaudoin 1998). Neben kirchlichen Internetseiten, die Informationen zu Personen, Terminen und Veranstaltungen bieten, sollten also verstärkt Foren, Weblogs (zeitverschobene multilaterale Kommunikation) und Angebote zu eigener Gruppenbildung treten, bis hin zu Chats und MUDs (*multi user domains*, an Rollenspielen orientierte Veranstaltungen für viele Teilnehmer, beide sind zeitgleiche multilaterale Kommunikation, zu den Kategorien vgl. Haese 2004). Die religiöse Sprachbefähigung ist eine genuin kirchliche Aufgabe, deren Bewältigung allerdings voraussetzt, dass die authentische Expressivität der Teilnehmerinnen und Teilnehmer moderiert und ergänzt wird durch eine ausgebildete religiöse Sprache in allen ihren Facetten, wie ausgebildete Theologinnen und Theologen sie beherrschen sollten.

Im gleichen Sinne sollten vermehrt Internet-Angebote entwickelt werden, die die Ausdrucksfähigkeit der User über den – im protestantischen Glauben sicher dominierenden – verbalen Anteil hinaus durch rituelle und liturgische Vollzüge ergänzen (vgl. dazu Abschnitt 3.3.(2)). Für deren notwendige theologische Reflexion ist nicht nur die Anbindung an systematisch-theologische Grundlagen, sondern auch die vorurteilsfreie Aufnahme der Forschungsergebnisse über computervermittelte Kommunikation notwendig. Eine Disqualifikation eines bestimmten Mediums für religiöse Kommunikation a priori ist jedenfalls nicht zu begründen, auch nicht durch das Kriterium von leibhafter bzw. (lediglich) medialer Interaktion.

Ein Desiderat der kirchlichen Internetarbeit kann hier nur kurz gestreift werden: In vielerlei Hinsicht führt die Veränderung der gegenwärtigen Welt zur »Netzwerkgesellschaft« (vgl. Castells 2005, bes. Kap. 2 und 4) zu einer erneuten Spaltung, diesmal zwischen Gewinnern und Verlierern der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien. Der »digital divide« (vgl. zum Überblick Scheule 2004) verläuft dabei entlang bekannter globaler, nationaler und regionaler Demarkationslinien: Betroffen sind die sog. Entwicklungsländer, sowie ländliche Räume und Ostdeutschland aufgrund des Quasistandards der Breit-

band-Onlinezugänge (DSL). Sozial benachteiligte Bevölkerungsschichten sind auch bei der kompetenten Nutzung des Mediums Internet benachteiligt. Die Kirchen im Informationszeitalter sind an dieser Stelle in ihrer reformatorischen Bildungsverantwortung gefragt.

Internetangebote hinsichtlich ihrer Funktionalität für das Gesamtziel von Kirche als Institution religiöser Kommunikation rational zu beurteilen fällt auch dadurch schwer, dass teilweise dem Internet selbst religiöse Qualitäten zugesprochen werden. Dabei stehen vor allem die gnostischen Züge von Weltflucht zur Debatte, die dem virtuellen Erleben im Internet anhaften. Weiterhin wurden die – hauptsächlich unerfüllten – Visionen weniger Internetromantiker von der zeitlichen und räumlichen Unendlichkeit des Cyberspace und dem prinzipiell unbegrenzten Wissen, das im Internet abrufbar ist, mit den göttlichen Attributen von Unbegrenztheit und Allwissenheit parallelisiert. Zwar kann man diese religiöse Aufladung des Internets zu Recht als Pseudoreligion ansehen – sie widerspricht zudem alltäglichen Frustrationen bei der Internetrecherche –, das Symptom einer religiösen Sehnsucht, die in der gegenwärtigen Zeit vagabundierend leicht inadäquate Ziele findet, muss aber ernst genommen werden. Auch hier verweist eine medienhistorische Betrachtung auf ähnliche Vorgänge beispielsweise bei der Einführung der Fotografie. Diese mögliche Pseudoreligiosität macht jedoch das Internet nicht weniger geeignet für eine sachgemäße und erfüllte religiöse Kommunikation.

3. Thematische Entfaltung: Theoretische Klärungen und Konzepte für die Praxis

3.1. Theologische Verortung

Der Versuch, das Internet in Subdisziplinen der praktischen Theologie zu verorten, sprengt die bekannten Grenzen. Hinsichtlich einzelner Aspekte der Internetarbeit ist bei Informations- und Präsentationsangeboten im Netz vor allem die kirchliche Publizistik gefragt, allgemeine Regeln des Onlinejournalismus und der Webpräsentation mit kirchlichen Interessen zu verknüpfen. Die Poimienik muss sich zu Fragen der Internetseelsorge und der seelsorgerischen Potentiale von Foren und Chats bis hin zu Online-Communities als Selbsthilfegruppen äußern (vgl. Bobert-Stützel 2000), wobei sie auf Arbeiten zur Telefonseelsorge rekurrieren kann. Homiletische und liturgische Fragen ergeben sich aus dem Vorhandensein von Onlinepredigten und predigtähnlichen Elementen in Onlinegottesdiensten und -andachten, hier gibt es noch großen Klärungsbedarf (in römisch-katholischer Perspektive Böntert 2005). Die Religionspädagogik ist durch völlig neue Lernarten in elektronischen Medien herausgefordert (vgl. Vogel 2001). Eine grundlegende Orientierung kann auf einer kirchentheoretischen Basis geschehen, in der die Vereinbarkeit der Internetkommunikation mit den Anforderungen an das *Kommunikationssystem Kirche* geprüft wird. Für eine solche Kompatibilität

sprechen die grundsätzliche *Freiheit* der reformatorischen Kirchenbestimmung nach der *Confessio Augustana hinsichtlich der eingesetzten Mittel*, die Betonung des *Öffentlichkeitscharakters* der Kirche und nicht zuletzt der antihierarchische Grundsatz des *Priestertums aller Gläubigen*, der jedem Christen zutraut, wahrheitsfähig bezüglich seines Glaubens zu sein (vgl. Preul 2000, 15). Alle diese Charakteristika kirchlicher Kommunikation werden im Internet ausgezeichnet erfüllt: Menschen werden durch das Internet erstmals in die Lage versetzt, ohne regelnde Instanzen Medieninhalte nicht nur zu rezipieren, sondern auch zu produzieren und gesellschaftsrelevant in Umlauf zu bringen. Darüber hinaus ist gerade die kollaborative Stärke des Internets geeignet, die *Tradierung von Erfahrungswissen* nicht allein der Führungselite zu überlassen, sondern in der Verantwortung der Gemeinschaft selbst – grundsätzlich durch den spezifischen Beitrag jedes Individuums in der Gemeinschaft – zu vollziehen. Das Internet bietet »radikalprotestantische« Kommunikationsmuster (Geser 1997) und vermag das »mutuum colloquium fratrum et sororum« zu stärken. Die *Gemeinschaft* als konstituierende Größe jeder Glaubensinstitution kann man auch im Internet ausfindig machen, sofern man dessen Kommunikations- und Gesellungsformen *überhaupt* als Gemeinschaft anerkennt. Entscheidend ist dabei die Frage, ob man virtuelle Erfahrungen und Handlungen (im Sinne von in aktuell nicht materiell existierenden Umgebungen stattfindenden menschlichen Handlungen und ihren Konsequenzen) prinzipiell als maßgebliche Erfahrungen gelten lässt. Das Internet nimmt weiterhin nicht nur die Meinungsmajoritäten in den medialen Fokus, sondern räumt auch kleinen, randständigen Gruppen eine relevante Position in der Auseinandersetzung ein. Es legt ein »Informationsmanagement« nahe, das in der Kirche immer schon seine Richtung von »außen nach innen, von unten nach oben« hatte, heutzutage »in einer Vernetzungsform, die sich am ›Prosumer‹ ausrichtet: dem Konsumenten am Rande der kirchlichen Organisation, der über die Mitarbeit am kirchlichen Angebot als Produzent neuer Information zugleich deren Organisationsform mitgestaltet« (Nethöfel 2000, hier 243 f.). Dabei werden Lösungen hauptsächlich durch Versuch und Irrtum gefunden – mit allen damit verbundenen Unwägbarkeiten. »Als Theologe sollte man [...] den Freiraum bewahren für die alten Gegenfragen: ›Was haben wir zu verlieren, wenn ...?«« (Nethöfel 2001, 233).

3.2. Theorien der computervermittelten Kommunikation (CMC)

Gegenüber einer idealisierten face-to-face-Kommunikation wird mediale Kommunikation in der Regel als defizitär und daher stets als zweite Wahl dargestellt, insbesondere im religiösen Bereich. Darin schwingen romantische Bilder einer echten, unverstellten Verständigung genauso mit wie die Vorstellung, dass Menschen einer bestimmten Medienkonstellation und ihren Wirkungen hilflos ausgeliefert sind. Die Theorie einer flexiblen und daher kompetenten, situationsabhängigen Medienwahl öffnet diese verengte Sicht. CMC ist gegenüber einer Kommunikation zwischen leiblich Anwesenden *kanalreduziert* (vgl. Döring

2000). Gestik, Mimik, Tonfall und andere Träger eines metakommunikativen Interpretationsschlüssels fallen in der digitalen Kommunikation weg. In Form der Emoticons oder bestimmter metasprachlicher Akronyme haben sich jedoch Konventionen gebildet, die diese Funktion zumindest teilweise ersetzen können. Darüber hinaus ist Kanalreduktion nicht in jedem Fall nachteilig für das Kommunikationsziel: Konventionen in formellen Situationen (Kleidung, formelhafte Sprache, zurückgenommene Gestik etc.) reduzieren die Kanäle absichtlich, um das Gespräch auf dem ›Hauptkanal‹ gelingen zu lassen. Gleiches gilt für die *Filterung sozialer Hinweisreize* in CMC, die auf die Kommunikation eine belebende Wirkung ausübt – sowohl negativ (enthemmend) als auch positiv (gesteigerte Authentizität). Nach den Regeln einer *rationalen Medienwahl* wäre CMC für bestimmte Kommunikationsanlässe geeignet, für andere wiederum nicht. Richtig eingesetzt bereichert CMC demnach die Verständigung. *Normative* bzw. *interpersonale Medienwahl* verweist darauf, dass die individuelle Mediennutzung stark vom sozialen Umfeld beeinflusst wird, insbesondere von signifikanten Anderen. Die Effekte sind allerdings schwer zu prognostizieren, sie können eine angepasste Nutzung genauso begünstigen wie eine bewusste Abweichung. Die Theorie der *sozialen Informationsverarbeitung* geht abweichend von den bisher dargestellten Ansätzen davon aus, dass es zu gar keiner Reduktion in CMC kommt, weil der Wille zu einer vollständigen Kommunikation das jeweils Fehlende (die ›Störung‹) in jedem Fall kompensiert. In der Tat werden die metakommunikativen Möglichkeiten geschriebener Sprache leicht unterschätzt. Für eine differenzierte CMC sind demnach nicht nur Kompetenzen im Umgang mit der neuen Medientechnik notwendig, sondern auch eine ausgesprochen ›klassische‹, nuancierte sprachliche Ausdrucksfähigkeit. CMC ist grundsätzlich von *Simulation* bzw. *Pseudonymität* geprägt, was aber den Wert der Unterhaltung nicht zwingend mindert, sondern in vielen Fällen erheblich steigert: Im Schutz der selbstgesteuerten Pseudonymität entsteht ein offenes Gespräch mit fließenden Standpunkten, die in einer face-to-face-Kommunikation mit ihren vielfältigen Zwängen wenig Chancen hätten. Das Konzept von *Imagination* wendet die Kanalreduktion in ihr positives Gegenteil: Wo Anteile einer vollständigen Kommunikation fehlen, werden diese aktiv ergänzt, ein Phänomen, das in anderen Zusammenhängen positiv als Aufweis von Phantasie, mithin menschlich wertvoll, angesehen wird. Unumstritten ist die Feststellung, dass die verwendete Sprache in elektronischen Medien eine bis dato nicht bekannte Hybridform ist: Die typischen Eigenarten von Mündlichkeit (zeitliche Unmittelbarkeit, spontane Äußerungen, einheitlicher Erlebensfluss) und Schriftlichkeit (gründliche Formulierung, zeitintensive Abfassung, Auseinanderfallen von Äußerung und Rezeption, Archivierbarkeit und leichte Distribution) fallen in der *Oraliteralität* zusammen. Der Austausch von Manuskripten und die Diskussion darüber per E-Mail, Newsletter (Rundbrief), Foren oder Chats bewahrt zum Beispiel die Vorteile der schriftlichen Form, sie sind weniger spontan und sorgfältiger abgewogen als mündliche Rückmeldungen, können jedoch in fast derselben Zeit kommuniziert werden. Oraliteralität bietet gegenüber einer rationalisierten, vom Schriftlichen geprägten Medienkultur gestiegene Chancen

für religiöse Kommunikation, worauf schon Walter Ong mit dem Konzept der »Second Orality« hingewiesen hat (vgl. Ong 1987). CMC forciert also nicht – wie oft unterstellt wird – eine weitere Technologisierung der menschlichen Ausdrucksfähigkeit, sondern ganz im Gegenteil deren selektive Zurücknahme zugunsten einer gesteigerten Expressivität. Als Fazit kann man festhalten, dass CMC die religiöse Kommunikation bereichert, da bestimmte Einschränkungen gegenüber einer Kommunikation zwischen leiblich Anwesenden sogar positive Effekte auslösen können. CMC nimmt im übrigen in einem Ensemble menschlicher Kommunikationsformen, die je nach Situation reduziert und gefiltert sind, keine Sonderstellung ein.

CMC-Umgebungen werden von den Beteiligten eindeutig als *soziale Interaktionsräume* verstanden (vgl. Döring 1999, 315 ff.), erst recht in den komplexeren Formen von Foren, Chats oder MUDs. Zum Teil bilden sich Online-Communities. Sie sind »soziale Welten« (Höflich 1996), in denen die Beteiligten nach der »Logik der Gabe« gemeinschaftlich mit anderen ein ›Problem‹ lösen wollen (vgl. Eigner/Nausner 2003). Anknüpfungspunkte an eine paulinische Gemeindeftheologie sind in diesem Konzept leicht zu finden. Online-Communities unterliegen den gleichen Gesetzmäßigkeiten wie ihre Pendanten im realen Leben: Wenige aktive Mitglieder stehen einer erheblich größeren Anzahl von passiven »Lurkern« gegenüber; wenn das gemeinsame Ziel erreicht oder überholt ist, ist die Existenz der Gruppe gefährdet. Der Gemeinschaftsbegriff im Internet ist praktisch-theologisch ohne Einschränkung tragfähig, so lange man nicht an klassischen Definitionen klebt, die in spätmoderner Zeit allerdings atavistisch erscheinen.

3.3. Impulse für die kirchliche Internetpraxis

(1) Angebote gleichberechtigter Kommunikation können zwar durch das Internet in nie gekannter Weise etabliert werden, gleichzeitig gibt es jedoch eine auffällige Zurückhaltung von Institutionen, sich auf dieses Gespräch einzulassen. Das ist aus den oben ausgeführten Gründen insbesondere für die reformatorischen Kirchen unangemessen. Foren, möglichst offene Redaktionssysteme für Webseiten und andere multidirektionale Kommunikationsplattformen müssen mehr als bisher eingerichtet und begleitet werden, zumal die derzeitige Entwicklung zum »humanen Netz« (vgl. unten Punkt 4) dieses noch einmal begünstigt. Dabei ist zu berücksichtigen, dass Kirche nicht nur Foren in eigener Regie eröffnet, sondern auch anderen Usern die Einrichtung solcher Kommunikationsräume ermöglicht, etwa die Beheimatung von Online-Communities, so wie sie auch sonst Gemeindegemeinschaften als ›Anschauungsmärkte‹ zur Verfügung stellt.

(2) Ebenfalls unterentwickelt und in weiten Teilen im Experimentierstadium sind Orte für eine spirituelle Praxis im Netz. Empirische Untersuchungen über Zielgruppen und Teilnehmerverhalten stehen – wie in vielen anderen Bereichen der virtuellen Religion – für den deutschen Sprachraum noch aus (vgl. aber die inzwischen zahlreichen Untersuchungen des Pew Internet & American Life Project). Diese Praxis beginnt sehr niedrigschwellig, beispielsweise mit der regelmäßi-

gen Zusendung der Tageslosung per E-Mail, geht über den weiten Bereich der Online-Andachten (Beispiele finden sich unter www.mehr-als-du-glaubst.de und www.webandacht.de), die ein breites Spektrum von videoclipartigen Einspielungen bis zu meditativen, interaktiven und multimedialen Webseiten zu einem Thema oder Bibeltext abdecken, bis hin zu verbindlichen Online-Exerzitien, wie sie beispielsweise in der virtuellen Kirchengemeinde von Funama (www.kirche.funama.de) veranstaltet worden sind. Am oberen Rand des Spektrums finden sich virtuelle, dreidimensionale Aktionsräume, z. B. der Andachtsraum von »Frankfurt-evangelisch« (<http://www.frankfurtevang.eli.ch>). Im Vergleich mit der im Jahr 2004 für drei Monate aktiven »Church of Fools« (<http://www.churchof-fools.com>), einem gemeinsamen Projekt der britischen Methodistischen Kirche und der Online-Community »Ship of Fools«, fällt allerdings auf, dass der einsame Besuch einer virtuellen Installation wenig befriedigend ist. In der Church of Fools konnte man sich in einer real-virtuellen Gemeinde, bestehend aus den virtuellen »Spielfiguren« (Avataren) aller eingeloggten Besucherinnen und Besucher, frei bewegen und liturgisch agieren, vom Aussuchen des Sitzplatzes in der Kirche über rituelle Gesten bis hin zu gemeinsamem Gebet und natürlich dem Schwatz auf der Kirchenbank oder im Clubraum in der virtuellen Krypta. Das Experiment konnte trotz der kurzen Lebensdauer als interaktive Gemeinschaft überzeugen, in der Religion in bekennender, erbaulicher und reflektierender Sprache im internationalen und überkonfessionellen Rahmen erlebt wurde. Kirche lässt sich nur in der Gemeinschaft erleben, online wie offline. Leider ist Church of Fools bislang ohne Entsprechung geblieben. Bei den virtuellen spirituellen Angeboten geht es ebenso wenig wie in den anderen Segmenten von religiöser CMC um eine Ablösung herkömmlicher Frömmigkeit, wohl aber um ihre situative und medienspezifische Ergänzung.

(3) Die vielfältigen Implikationen, welche die netztypischen Verknüpfungsstrukturen durch Hyperlinks für das Erzählen von Geschichten haben (vgl. Ryan 2001, bes. 242–270), sind bisher nicht ernsthaft aufgenommen worden. Das ist verwunderlich, weil Kirche Erzählgemeinschaft ist und ihr Basistext Bibel seit langem inhaltliche Querverweise (»Hyperlinks«) aufweist. Erzählungen in Hyperlinkstrukturen sind interaktiven Spielen ähnlich, die als »Cyberdramas« (Murray 2001, bes. 251 ff.) in bester Weise die neuen simulativen Möglichkeiten des Internets mit bekannten Ansätzen der gemeindepädagogischen Praxis (Rollenspiel, Bibliodrama, andere kreative Methoden der Bibelarbeit) zusammenführen. In diesem weiten Bereich zwischen Bibelpädagogik und therapeutischer Seelsorge besteht ein immenser Klärungsbedarf, für den experimentelle Praxis und wissenschaftliche Reflexion eng zusammengehalten werden müssen.

(4) Einen neuen An Schub kann das kirchliche Engagement für offene und gleichberechtigte religiöse Kommunikation durch die derzeitige »Humanisierung des Netzes« erfahren. Darin revitalisieren sich nach einer Phase, in der e-commerce und ebay das Netz dominiert haben, die kommunikativen Ideale der ersten Netznutzergemeinde zur bekannten »eCommunication« der ersten Phase (Orihuela 2003). Werte wie Vertrauen, Reputation und Authentizität (im Sinne von

Übereinstimmung von Online- und Offlinepersönlichkeit) stehen dabei hoch im Kurs. In den neuen Kommunikationsinstrumenten Blog (Kurzform von Web-Logbuch) und Wiki (abgeleitet vom hawaiianischen Wort für ›schnell‹) schreibt man mit seinem richtigen Namen oder macht aus seiner wahren Identität zumindest keinen Hehl. Das neue Web ermöglicht eine schnelle und unkomplizierte Eingabe von Texten und anderen Materialien unter Vernachlässigung der ästhetischen Gestaltung und betont das kollaborative Element. Blogs sind durch die freie gegenseitige Zitation und die freien Kommentierungen interessant, sie gewinnen daraus eine regulative Funktion für kommerzielle Berichterstattung hinsichtlich der Objektivität der Darstellung und des agenda-setting (vgl. zum Überblick Burg 2003). Die Webseiten von Wikis sind von allen Usern frei editierbar, sie entstehen also nicht durch eine Person, sondern durch einen interaktiven Prozess von Wissensgewinnung aller, die sich beteiligen wollen (bekanntestes Beispiel ist die Online-Enzyklopädie Wikipedia). Allen Befürchtungen zum Trotz versinken Wikis nicht im Chaos, sondern beweisen eindrucksvoll den gemeinschaftlichen Willen, sinnvolle Inhalte zu erstellen. Unvermeidliche Störer werden durch ein ausgefeiltes System von Selbstregulierung im Zaum gehalten. Hier kommen die immer schon im Internet zu findenden Ideale einer protestantischen Kommunikation noch einmal markant als dessen Charakteristikum zum Vorschein. Teilweise zu Recht kritisierte Deformationen des Internets (Kommerzialisierung, Boulevardisierung) werden durch diese jüngste Entwicklung partiell kompensiert. Gerade unter diesen Vorzeichen wäre es unverzeihlich, wenn die kirchliche Internetarbeit nun ähnlich lange im status quo verharren würde wie seinerzeit beim ersten Schritt ins Netz. Dieses Ziel kann allerdings nur erreicht werden, wenn materielle Ressourcen für die Internetarbeit nicht als vorübergehende Belastung, sondern als gute Investition in die Zukunft gesehen werden. Dafür wiederum müssen die nicht raumbundenen Strukturen des Internets mit den Resten der landesherrlichen Verfassung der evangelischen Kirchen in Deutschland zu einem Ausgleich gebracht werden.

4. Literatur

- Beaudoin, Tom 1998, *Virtual faith. The irreverent spiritual quest of generation x*, San Francisco.
- Bobert-Stützel, Sabine 2000, Trägt das Netz? Seelsorge unter den Bedingungen des Internet, in: *Pastoraltheologie* 89, 249–262.
- Böntert, Stefan 2005, *Gottesdienste im Internet. Perspektiven eines Dialogs zwischen Internet und Liturgie*, Stuttgart.
- Burg, Thomas N. (Hg.) 2003, *BlogTalks*, Norderstedt.
- Castells, Manuel 2005, *Die Internet-Galaxie. Internet, Wirtschaft und Gesellschaft*, Wiesbaden.
- Döring, Nicola 1999, *Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen*, Göttingen.

- Döring, Nicola 2000, Kommunikation im Internet. Neun theoretische Ansätze, in: Bernad Batinic (Hg.), Internet für Psychologen, 2. Auflage Göttingen, 345–377.
- Eigner, Christian/Nausner, Peter 2003, Willkommen, »Social Learning«, in: Christian Eigner/Helmut Leitner/Peter Nausner/Ursula Schneider (Hg.), Online-Communities, Weblogs und die soziale Rückeroberung des Netzes, Graz, 52–94.
- Geser, Hans 1997, Die Zukunft der Kirchen im Kräftefeld sozio-kultureller Entwicklungen, http://socio.ch/relsoc/t_hgeser1.htm, abgerufen am 01.09.2002.
- Giesecke, Michael 2002, Von den Mythen der Buchkultur zu den Visionen der Informationsgesellschaft, Frankfurt am Main.
- Haese, Bernd-Michael 2004, Reformation im Internet. Medienspezifische kirchliche Kommunikation, in: International Journal of Practical Theology 8, 228–250.
- Haese, Bernd-Michael 2006, Hinter den Spiegeln – Kirche im virtuellen Zeitalter des Internet, Stuttgart.
- Höflich, Joachim R. 1996, Technisch vermittelte interpersonale Kommunikation. Grundlagen, organisatorische Medienverwendung, Konstitution »elektronischer Gemeinschaften«, Opladen.
- Möller, Erik 2005, Die heimliche Medienrevolution. Wie Weblogs, Wikis und freie Software die Welt verändern, Hannover.
- Münker, Stefan/Roesler, Alexander (Hg.) 1997, Mythos Internet, Frankfurt am Main.
- Münker, Stefan/Roesler, Alexander (Hg.) 2002, Praxis Internet: Kulturtechniken der vernetzten Welt, Frankfurt am Main.
- Murray, Janet Horowitz 2001, Hamlet on the holodeck. The future of narrative in cyberspace, 4. Auflage Cambridge.
- Nethöfel, Wolfgang 2000, Wissen macht Glauben. Informationsmanagement revolutioniert Kirchen und Gemeinden, in: Ralph Schmidt (Hg.), Wissen in Aktion. Wege des Knowledge Managements, Frankfurt am Main.
- Nethöfel, Wolfgang 2001, Christliche Orientierung in einer vernetzten Welt, Neukirchen-Vluyn.
- Ong, Walter Jackson 1987, Orality and literacy. The technologizing of the word, London/New York.
- Orihuela, José Luis 2003, Blogging and the eCommunication Paradigms. 10 principles of the new media scenario, in: Thomas N. Burg (Hg.), BlogTalks, Norderstedt, 255–265.
- Preul, Reiner 2000, Kommunikation des Evangeliums unter den Bedingungen der Mediengesellschaft, in: Ders./Reinhard Schmidt-Rost (Hg.), Kirche und Medien, Gütersloh, 9–50.
- Ryan, Marie-Laure 2001, Narrative as virtual reality. Immersion and interactivity in literature and electronic media, Baltimore, Maryland.
- Scheule, Rupert M. (Hg.) 2004, Vernetzt gespalten. Der Digital Divide in ethischer Perspektive, (Schriftenreihe des ICIE Bd. 3), München.
- Turkle, Sherry 1999, Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet, Reinbek bei Hamburg.
- Vogel, Walter 2001, Religionspädagogik kommunikativ-ernetzt. Möglichkeiten religionspädagogischer Arbeit im Internet, Münster.

Bernd-Michael Haese